



DLA-MAREBACH

Schriftstellerin Kaléko um 1930: Da war was in den dreißiger Jahren in Berlin – aber eben vom weiblichen Stern

AUTOREN

## Kind dieses Kontinents

Sie war, neben Kurt Tucholsky und Erich Kästner, eine wichtige Stimme der Neuen Sachlichkeit: witzig, melancholisch und betörend nüchtern. Fast 40 Jahre nach Mascha Kalékos Tod erscheint endlich die erste Gesamtausgabe. *Von Elke Schmitter*

**S**ie wird seit Jahrzehnten wiederentdeckt. In immer neuen Wellen strömen ihr Leser zu, die sich von ihren Gedichten rühren und amüsieren lassen, die auf „Das lyrische Stenogrammheft“ oder die „Verse für Zeitgenossen“ stoßen und feststellen: Da war ja was, da war ja

wer in den dreißiger Jahren zwischen Tucholsky, Kästner und Ringelnatz – aber eben vom weiblichen Stern. Immer noch witzig, erhellend und merkwürdigerweise lebensnah, obwohl doch alles schon so lange her zu sein scheint, was sie beschreibt: die noch junge Klasse der

Angestellten, die erste Freiheit der Frauen, die alten romantischen Sehnsüchte im grauen Mantel der Neuen Sachlichkeit. Und nach wie vor von schlichter, großer Eindrücklichkeit, was die zeitlosen Lichter und Schatten des Gemüts betrifft.

Nun gibt es für Mascha Kalékos Leser das, was schon lange fällig war, eine umfassende Werk- und Briefausgabe, mit Fotos und Faksimiles versehen und mit einer Sorgfalt kommentiert, die so rühmend wert wie angemessen ist: Mit diesen vier dicken Büchern wird aus einer flackernden, immer prekären Erscheinung ein Klassiker der Moderne\*.

Am Anfang ihrer Karriere stand die deutsche Zeitungskultur: Gedichte von Kaléko erschienen ab 1929 in Blättern wie der „Welt am Montag“ und dem „Berliner Tageblatt“ – Gedanken einer Stenotypistin, die von ihrem Leben erzählt. „Beim Abgang sprach der Lehrer von den Nöten / Der Jugend und vom ethischen Niveau – / Es hieß, wir sollten jetzt ins Leben treten. / Ich aber leider trat nur ins Büro.“

Die Dichterin war von mittlerer Schulbildung und ein jüdisches Kind aus dem Osten – aus jenem armen Galizien, in dem die Leute noch Hunger litten, aus jenem dunklen Beutel des Habsburger Reichs, in dem Ungeziefer und Pogrome weiter verbreitet waren als die Gleichheit vor dem Gesetz. Geboren wurde sie 1907 in Chrzanów als Golda Malka Aufen, 1928 heiratete sie den Philologen Saul Aaron Kaléko.

Sie war charmant, begabt und für ihre schnelle Berühmtheit geradezu lächerlich jung. „Jo sagens, lieber Wittner“, schrie das Wiener Kaffeehaus-Genie Anton Kuh, als es ihrer ansichtig wurde, den Redaktionslyriker an, „das soll die Mascha Kaléko sein! Machens uns nix weis. Nextens werdens noch die Kinderwagen ausrauben ...“ Ihr Selbstbewusstsein war schwankend, mit hochfliegenden Zügen.

Sie fühlte sich wohl im legendären Romanischen Café am Kurfürstendamm, in dem die Berliner Avantgarde verkehrte: Alfred Döblin, Erich Kästner, Else Las-

ker-Schüler und alle anderen auch. Sie war zu Hause in jenem Milieu, in dem eher urbanes Tempo als deutsche Gründlichkeit, eher die Pointe als die Tiefe zählte. Ihre Geistesgegenwart war groß, und mindestens einmal rettete sie Leben: Als der linke Schriftsteller Walter Mehring von uniformierten Nazis aus einem Lokal zu einem jener „Verhöre“ abgeführt werden sollte, von denen viele sich nicht mehr erholten und manche nie wiederkamen, stellte sie sich den Jägern in den Weg und sorgte mit scheinbar naiven Fragen und kokettem Geplauder für die nötige Zeit zum Entkommen. Mehring floh aus dem Café direkt ins Exil.

Sie selbst blieb noch ein paar Jahre lang. 1933 war „Das lyrische Stenogrammheft“ bei Rowohlt erschienen, es wurde sofort ein großer Erfolg. Kalékos Verse sprachen in unmittelbarer Weise aus, was man den „Zeitgeist“ nennt, und zwar in verlässlicher Ambivalenz. Das schnelle moderne Leben, die Faszination der Technik, das neue Geschlechterverhältnis – all das, was wir heute mit der Weimarer Republik verbinden, wird in ihren Gedichten gelebt. Ein weibliches Ich fasst da in Worte, was Hunderttausende fühlten und dachten, aber nicht ausdrücken konnten: wie schwer es ist, am Telefon von Liebe zu sprechen. Wie armselig das Leben im Hinterhaus riecht. Wie herrlich es ist, am Abend zu trinken, zu tanzen, zu flirten – und wie trostlos womöglich der Morgen danach.

Kalékos Begabung passte perfekt in ihre Zeit. Die Intelligenz ging zu Fuß. Der Alltag, die kleine Beobachtung, das Lebensgefühl im Trivialen gaben der Kunst ihr demokratisches Maß. Kritik zeigte sich eher satirisch als grundsätzlich. Otto Dix malte gallige Vergnügungsszenen, Anita Réé schweigsame Bubiköpfe und Walter Trier Berliner Kinder bei der Ver-

folgung eines Taschendiebs. Hans Fallada beschrieb den reaktionären Sumpf der Republik und Erich Kästner die Melancholie des Intellektuellen in prekären Verhältnissen. Das Desaster des Ersten Weltkriegs hatte für eine gewissermaßen fortschrittliche Ironie gesorgt, die tonangebend war, bis sie buchstäblich mundtot gemacht wurde.

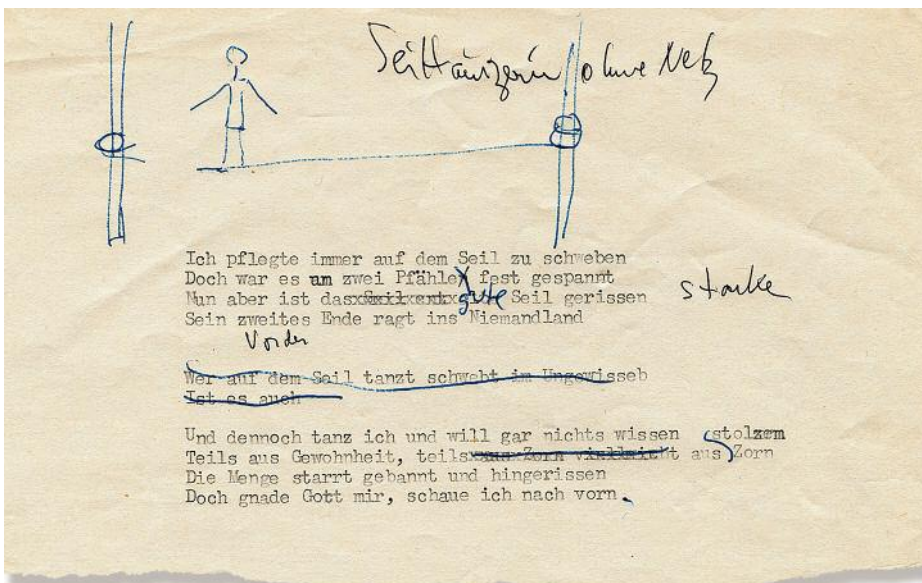
Kalékos Zeitgedichte hatten in diesem Milieu die ideale Umgebung. Ihr „Lyrisches Stenogrammheft“, Kästners „Lyrische Hausapotheke“ und Brechts „Hauspostille“ zeigten schon im Titel mit Selbstironie den Trostcharakter der urbanen, brauchbaren Lyrik an, bei der man sich zu Hause fühlen, Mensch und Patient sein konnte und bei der zur Sprache kam, was George und Rilke nicht interessierte. Zum Beispiel ein blöd missratener Abend zu zweit:

*Ach, liefst du nur nicht mit  
nervösen Schritten / Von Wand  
zu Wand. Und liebst mich allein. /  
Wenn sich die Zwei in mir nicht  
wieder stritten, / Würd ich jetzt  
schweigen und dir nahe sein. /  
So geht der Abend wieder mal  
daneben. / Ein Kind darf sagen:  
„Will's nie wieder tun!“ / Ich bin  
so müd von diesem bißchen  
Leben / Und habe nicht die Ruhe,  
auszuruhn ...*

Eines ihrer wiederkehrenden Themen ist die Erschöpfung. Am Symptom zeigt sich, wo etwas nicht stimmt: zum Beispiel das nicht eingelöste Versprechen der Emanzipation. Kaléko hatte selbst zu den jungen Frauen gehört, die in möblierten Zimmern hausten, angeblich eine neue Klasse darstellten – die der Angestellten nämlich –, die aber nicht nur weniger verdienten als ihre männlichen Kollegen, sondern auch als die Arbeiter. Gute Manieren sollten sie haben, gut gekleidet sollten sie sein, selbständig wollten sie leben. Dabei mussten sie, wenn sie nicht verelenden sollten, sich dringend nach einem Ehemann umsehen.

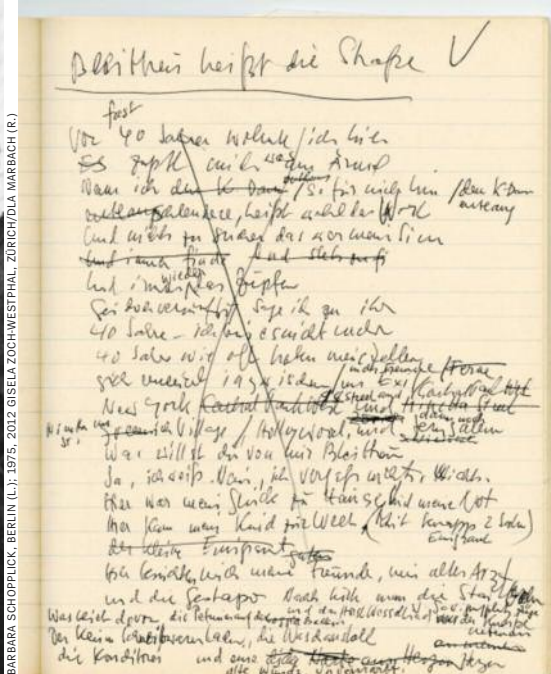
Geheiratet hat Kaléko aber dennoch aus Liebe, sicher beim zweiten Mal: 1938 ließ sie sich von Kaléko scheiden und wurde die Gattin von Chemjo Vinaver, Musikwissenschaftler und Dirigent. Noch im selben Jahr emigrierte das jüdische Ehepaar mit dem gemeinsamen Sohn nach New York, und fortan war Kaléko nicht nur Ehefrau, sondern auch Sekretärin und Managerin ihres Mannes. Sie warb Kriegsanleihen ein, sie jobbte als Werbetexterin und unterstützte Vinavers mühsame Karriere. Ihre eigene war zerstört: „Das lyrische Stenogrammheft“ war in

\* Mascha Kaléko: „Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden“. Hg. von Jutta Rosenkranz. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 4068 Seiten; 198 (Hardcover) bzw. 78 (Taschenbuch) Euro.



Kaléko-Faksimile „Seiltänzerin ohne Netz“: Ein jüdisches Kind aus dem Osten





Dichterin Kaléko, Sohn Steven in Berlin 1959, Kaléko-Handschrift, 1974: Herzzerreißend und würdevoll

das „schädliche und unerwünschte Schrifttum“ eingereicht, „Kleines Lesebuch für Große“, ihre zweite Sammlung, durfte nicht mehr verbreitet werden. Sie schrieb feuilletonistische Skizzen über den Alltag in New York, die wie kraftlose Versuche wirken, das pittoreske jüdische Leben dort als Abwehrzauber gegen den Holocaust in Europa einzusetzen. Und sie publizierte einige Gedichte im „Aufbau“, der einflussreichen deutschsprachigen Exilzeitschrift in New York, doch der Ton passte nicht gut in das dem Titel entsprechende Projekt: Kaléko war nicht aufbauwillig, sondern heimwehkrank. Und dabei sollte es bleiben.

In den nun erschienenen Briefen liest man von diesem Heimweh nach Europa, von der Verlorenheit der Emigrantenexistenz, aber auch von ihrer Hoffnung auf Entschädigung – in doppelter Hinsicht. Da sind zum einen die vielen Briefe an die entsprechenden Ämter, in denen es um Anerkennung einer Rentenzahlung geht, um Ausgleich erlittener Schäden auch an der Gesundheit; zum Teil mit Erfolg. Und da ist zum anderen stetig das Thema: Was wird aus meinem Werk?

1949 lehnte sie das erste Angebot von Rowohlt ab, sie erneut zu verlegen. Noch konnte sie sich nicht vorstellen, in Deutschland zu publizieren. Ein Bruder und eine Schwester Vinavers und deren Familien waren von den Nazis ermordet worden, Kalékos Schwester Lea, die in Deutschland geblieben war, wurde vermisst. Kalékos Gesundheit war schlecht, der Magen „nervös“. Ihre „Verse für Zeitgenossen“ waren 1945 in einem Exilverlag erschienen; anerkennende Briefe von Thomas Mann, Albert Einstein und Alfred Polgar brachten Schimmer ins Dun-

kel – doch wirklich Hoffnung auf eine zweite Karriere gab es erst ein ganzes Jahrzehnt später, als sie Rowohlt nun doch „Das lyrische Stenogrammheft“ erneut auflegen ließ.

Damit ist Kaléko wieder gefragt. Sie reist nach Deutschland und liest, es erscheinen Zeitungsberichte über sie, und sie wird hofiert – auch von „den jungen ehemaligen Nazis, die jetzt überall als Redakteure etc. sitzen, frühere Hitlerjungen und Mädchen, die zwar oft nichts dafür können, aber doch eine andere Sprache reden“. Ihre Briefe aus dieser Zeit sind ein Panorama widersprüchlichster Gefühle und, in ihrer Lebendigkeit und Prägnanz, ein reiner Lesegenuss. Die Landschaften rühren sie an, die Menschen erschrecken, bezaubern und wundern sie, die Reste jüdischen Lebens deprimieren sie. „Ghetto war Paradies dagegen, ich meine Berliner Vor-Hitler Ghetto.“ Geldmangel beschäftigt sie permanent, die Trümmer Berlins schlagen ihr aufs Gemüt, aber insgesamt gilt: „Ich war *bisher* ver-rückt, – hier schein ich ‚gerade gerückt‘ zu sein.“

Kaléko, das „Kind dieses Kontinents“, erlaubt sich zwischenzeitlich Euphorie, obwohl sie „das Böse, das war“ nicht verdrängt – zumal sie 1956 in Berlin ihre längst totgeglaubte Schwester Lea wiederfindet. Sie denkt sogar darüber nach, mit Vinaver wieder nach Deutschland zu übersiedeln. 1959 wird sie für den Fontane-Preis nominiert, eine bedeutende Anerkennung und eine mögliche finanzielle Erleichterung. Doch als sie von der SS-Vergangenheit des Jurymitglieds Hans Egon Holthusen erfährt, verzichtet sie in einem herzerreißend würdevollen Brief auf ihre Kandidatur – eine Reaktion, die

nicht Holthusen, sondern ihr Unverständnis und Empörung einträgt. In dieser Phase gibt sie Vinavers Drängen nach, sich in Jerusalem niederzulassen, damit er dort seine Forschungen zur chassidischen Musik fortsetzen kann.

In gespenstisch rasanter Weise schwindet von da an Kalékos Erfolg. Sie lebt fernab vom westdeutschen Literaturbetrieb; ihre Lyrik gilt als nicht mehr zeitgemäß, der Rowohlt Verlag engagiert sich nicht mehr für seine frühere Bestsellerautorin. 1963 lässt sie sich ihre Rechte zurückgeben und veröffentlicht von nun an in kleinen, wechselnden Häusern – fast ohne öffentliche Resonanz.

1968 stirbt Steven, das einzige Kind, in den USA an einer Bauchspeicheldrüsenentzündung. Der frühe Tod des begabten, vergötterten Sohns erschüttert das Paar zutiefst. Nach Vinavers Tod fünf Jahre später lebt Kaléko äußerst

bescheiden allein in Jerusalem, wo sie nie wirklich angekommen war. Sie stirbt 1975 auf einer Europareise in Zürich an Magenkrebs, nicht lange nach einer Lesung in Berlin. „Mascha Kaléko hat mir noch aufgetragen“, so notierte ihre Nachlassverwalterin Gisela Zoch-Westphal bald darauf, „nach ihrem Tode ihren Nachlaß aus Israel zu holen. Ich suche die Wohnung von Mascha Kaléko und Chemjo Vinaver in der King George Street 33. Zwischen einem Delikatessengeschäft und einem kleinen Café ist der Eingang. Hölzerne Briefkästen bezeichnen die Bewohner. Nr. 28: Vinaver-Kaléko. Er ist leer.“

„Das lyrische Stenogrammheft“ ist, in einem Band mit „Kleines Lesebuch für Große“, inzwischen wieder bei Rowohlt lieferbar, derzeit in der 36. Taschenbuchauflage. Ihre späten, großen Gedichte finden postum ihre Leser. „Auf nichts war Verlaß. / Nur auf Wunder“ heißt es darin. Die kommen manchmal zu spät. Die dritte Phase ihres Erfolgs findet nach ihrem Tod statt.

#### Inventar

- 1  
*Haus ohne Dach / Kind ohne Bett  
Tisch ohne Brot / Stern ohne Licht.*
- 2  
*Fluß ohne Steg / Berg ohne Seil  
Fuß ohne Schuh / Flucht ohne Ziel.*
- 3  
*Dach ohne Haus / Stadt ohne Freund  
Mund ohne Wort / Wald ohne Duft.*
- 4  
*Brot ohne Tisch / Bett ohne Kind  
Wort ohne Mund / Ziel ohne Flucht.*

